

CHRISTIAN LUDWIG ATTERSEE

SÄTZE ZUM WERK DER KÜNSTLERIN STEPHANIE PFLAUM. EINE AUSSTELLUNGSERWEITERUNG.

Lebenszeit und Vergänglichkeit: zwei thematisch verwandte Werte, die in Kunstfindungen immer wieder im Zusammenhang zum Ausdruck kommen, Künstler können sich an solchen Inhalten unterschiedlich abarbeiten, ihr Selbst in ihre Kunstfindungen so einbringen.

Die Geschichte der „Bild greift nach dem Raum“-Situation finden wir vermehrt in den verschiedenen Strömungen der Avantgarde des letzten Jahrhunderts. Ja, bis in das Kunstmischmasch der letzten beiden Jahrzehnte.

Erwähnt seien an dieser Stelle die Werke von Kurt Schwitters, Hans Arp, Yves Klein, Robert Rauschenberg und Edward Kienholz, eine Auswahl. Und dann ein Hinweis auf Piero Manzoni, dem in seinem Werk Verwandtschaft mit einigen Arbeiten Stephanie Pflaums anhaftet. Sprechen wir von seinen vielen weiß getünchten und gefalteten, auf Holzrahmen befestigten Leinenstreifen-Bildern der 1950er Jahre.

Zuletzt möchte ich auch einen Teilbereich der späteren Arbeiten von Cy Twombly erwähnen.

Eine Ebene, die ich den vorher genannte zugesellen möchte, ja in Gedankenstufen zumengen möchte, ist der Zugriff zu den weichen und harten Gegenständen aus Alltag, Handwerk und Industrie und den Umgang, die Vermählung in der Fundstückwelt im Werk der Künstlerin Stephanie Pflaum.

Fläche, Raum, fertiges Leben wird neu geschaffen, ein fremder, poetischer Frühling zieht manchmal in das Künstlerherz, Vergangenheit wird schöpferisch besetzt, erwacht in eigenständigem Zärtenzickzack, was zu bleiben hat, ist die Entscheidung.

Die weiße Braut altert nicht, oder doch?

Also, wir haben hier, zusammengefasst mit dem Begriff Zeitabschnitt, den gelungenen Versuch des Abschüttelns der Kleider der Kunstgeschichte, das Malerballett an Boden, Wand und Decke, verankert in Wandbilderbüchern oder Raumobjekten, die sich kritisch und poetisch in Überwucherung und Verflechtung tummeln.

Dazu ein neues Zärtenalphabet, das uns symbolbesetzt in die Augen fällt und uns das Spiel der Künstlerin mit Licht und Schatten und ihrer Lust zur Bühnenhaftigkeit aufdrängt.

Die Welt der weichen Teile, die in holzigen Knochengerüsten nistet, atmet und schläft, wieder erwacht und den Sonnenstrahl in die Mondnacht spiegelt, begegnet uns in ihrem Werk wie weiß getünchte Sonntagsreste.

Kleiderobjekte, verlassen von geschmolzenem Schnee, verlassen auch wie von Mädchen gehäutet ihre eigenen Geschichten erzählend, dazu Schläuche wie Därme fast beiläufig in Szene gesetzt, hängen wie weich gekochte Bildstücke von den Wänden.

Daneben Objekte auf fahrenden Stühlen oder Tischen, brodeln Gebrochenes, Geschnittenes, Geklebt, Angesengtes, ja auch Verschlissenes und manchmal kommt wie ein Hackenschlag die Entscheidung zur grellen Buntheit – Christbaum und Schwimmreifen feiern Verlobung, die Welt der positiven Aggression feiert in manchen ihrer Werke doch auch mit, ja, tanzt Melancholie frei.

Kunst zu schaffen ist immer auch ein Weg, Gott voranzueilen, um ihm ein Stück Freiheit zu entwenden.

Auch so möchte ich die Kunstsuche der Künstlerin definieren.

Betreten wir das Atelier der Künstlerin, einen übergroßen, wintergartenartigen Raum mit Wienerwald-Blick, so finden wir uns sofort gefangen in einem von Verantwortung getragenen, übervollen Kunstkäfig, der zu unterschiedlichsten Assoziationen zwingt.

Ich spreche von Stephanie Pflaums Feldern, nur sie sät, aus diesen Knospen und Früchten erntet sie die Wurzeln ihres Werks.

Jetzt aber ein Zwischendurch:

Will man den täglichen Lebensweg des Künstlers, der Künstlerin dokumentieren, könnte man diesen als Seilakt auf einem in Honig und Zucker kandierten Stacheldraht beschreiben, ohne Ende, ohne Anfang.

Die Schritte der Künstler und Künstlerinnen könnten wir als Abdruck der Realität werten in einem von bizarren und wunderbaren Schöpfungen besetzten, unendlichen Bildraum, aus dem Künstlerhände Momente reißen und klauen, um diese mit selbstgedachten und auch unterbewussten Mustern zu collagieren, um zuletzt neue Weltstücke zu formen.

Seife und Zigarettenrauch, ein Ehering sei zugesellt, ja das reicht, um sich in den fünften oder sechsten Himmel zu befördern, vielleicht noch ein Glas Wein.

Eine blasse, gegen die Glasscheibe gepresste Handfläche ist dann ein erster Versuch, in den siebten Himmel zu dringen.

Ein Hammerschlag, halb Zuneigung, halb gleißend, ja kriegerisch geführt, öffnet uns zuletzt das Tor zu dieser unendlichen Handtasche, ich spreche vom Universum.

Künstlerfleisch, flatternde Paletten und Pinselzeug, auch Neid und Arroganz heißen hier die Vergoldungen. Sie erraten es schnell, wir booten in den Eingeweiden am Rande der Psychiatrie, ja, meine Abneigung gegen den siebten Himmel werden sie jetzt notieren.

Platzwechsel: der erste Stier ist schon getötet, also greift der Künstler zu seinem Netz, fängt Pfefferschoten, ein bezaubernd gesungenes „Ave Maria“, fesselt Zungen, schüttet von Löffeln Sonnenlicht in sein Fleisch, um zuletzt das neueste Werk vom selbstgepflanzten Götterbaum zu ernten. Sein Schöpfungsorgasmus heißt Weltbeginn, täglich neu und weg von Glaube, Huhn und Ziege.

Steigen wir aus diesem geistigen Bildfeld zurück in das heute zu entdeckende, mit Rhythmik, Dynamik, Farbgebung und sehr eigenständigen Gefühlswelten ausgestattete, ja auch mit gebrochener Harmonie besetzte Ausstellungsspiel.

Eine Ausstellung zu bauen gleicht einer Feuertaufe – welcher Künstler, welche Künstlerin denkt nicht in diesen Stunden an das im Atelier zurückgelassene Werks-See?

Bezeichnen wir es daher als Teil eines konsequenten Werkkatalogs, der Bilder, Rauminstallationen und Gegenstände, die uns Stephanie Pflaum in dieser Ausstellung zeigt, sie lädt uns jetzt zum Schauen, Greifen und Wandern in eine Parallelwelt, zumindest in ihren eigenen Erdteil ein.

Wachheit und Schlaf in farbigen Kreisen und weißen Ellipsen, in Winkeln und weichen Füllen, hartem Gestänge, in Kirschblütenbrücken und bunte, leerge-trunkene Flaschen verwandelt, sind Zeugnisse einer mit unüberbietbarer Kreativität erfundenen Gegenstandswelt, die einerseits von verlorenen Zeitläufen spricht, sich aber gleichzeitig im Gewand einer Neuerung als Hauptstadt – oder beschreiben wir es zärtenbesetzt als das zweite Herz einer Künstlerin – zeigt, Kopfarbeit zugesellt.

Im Mastholz des Lebens tätig, verpflichtet sie unzählige Teilstücke unserer Konsum-welt zu einer Schmuckhaftigkeit, die mit Streicheln und Sägen in das wohltempe-rierte Alphabet unserer Kulturgeschichte eingefügt sichtbar werden.

Ich spreche von einer Handschrift, die fähig ist, in unserem Jetzt die angeeigneten Kunstempfindungen loszuketten, um Platz zu machen für einen Sog zu neuen Gedanken Bühnen, ja zu unbekanntem Geleisen, vielleicht auch nur zur Erweiterung der Schaumrollen-Magie, in der wir leben; zuletzt zur Hoffnung auf noch mehr Leben.

Die Aufgaben der Kunst beginnen bei der Gestaltung einer Vogeltränke und enden bei der Jagd nach neuen Freiheiten; jeder von uns muss das alles eigenständig für sich erarbeiten.

Was aber zu dieser Stunde geschätzt, geliebt und auch gefeiert werden muss, ist Stephanie Pflaum und ihre sichtbaren Schritte in die Schöpfung als bereichernden Teil der Welt der Kunst und des Lebens – noch eine Blume.

Attersee, August 2014